

AUFWACHSEN

Opa hatte weißes Haar, schon immer. Auch Mama kannte ihn nicht anders, von Kindheit an. Das war der Krieg, sagt sie.

Eine halbe Stunde brauchte man mit dem Trabbi, unserem winzigen Familienauto, vom Bräunsdorfer Kirchberg zu dem dreistöckigen AWG-Gebäude in Grüna, Kreis Karl-Marx-Stadt, in dem Opa und Oma wohnten; AWG stand für „Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaft“.



Opa und Oma mit ihrer ersten Enkeltochter – mir, 1975

Durch den Rabensteiner Wald, dann an der Ampel bei Kubitzens links um die Ecke, und wir waren auf der Zielgeraden. Links huschte Opas Garten wie ein langgezogener Farbklecks vorüber, dann kam schon rechts das gelbe Ortseingangsschild, und wir waren da.

Zwei Wohnblocks, grau und unauffällig; wir mussten in den rechten, Eingang links; die Treppen hoch durch den halbdunklen Hausflur. Ein schrilles Klingeln, dann das Schlurfen von Opas Pantoffeln, die Tür ging auf und er erschien in der Wohnungstür, meist in seinem gerippten weißen Unterhemd und Hosenträgern; dahinter tauchte Oma auf. Opas Bartstoppeln stachelten uns im Gesicht, wenn er uns zur Begrüßung drückte. Es war ein Fest, jedes Mal.

Rechts ging es in die Küche. Da roch es nach Semmelmehl und Traubenzucker aus der lila-orange geblühten Dose – Opas Spezialmischung, die wir uns gern von ihm verabreichen ließen, damit wir „groß und stark“ werden. Die Dosen standen oben, hinter den Glastüren des Buffetschranks; unten, auf der abgewetzten Anrichte brachte Opa mir Knoblauchschniden bei – „ganz fein muss der sein, der darf nicht vorschmecken!“. Daneben stand der lindgrüne Retro-Kühlschrank mit dem Schriftzug aus den 1960ern, dann war man schon am Küchenfenster, unter dem die stark befahrene Karl-Marx-Straße verlief.

Opa beugte sich gerne mit uns aus dem Fenster, um Autos zu beobachten. „Dass ihr mir ja nicht aus dem Fenster fallt!“, warnte Oma immer, und Opa nahm uns dann noch fester in seinen schützenden Klammergriff.

Auch am anderen Ende der Wohnung gab es einen Grund, sich aus dem Fenster zu lehnen. Da ging die Bahnlinie entlang. Und einmal am Tag, gegen Abend, fuhr der Zug nach Stuttgart vorbei. Wenn Oma aufgeregt ausrief: „Der Stuttgarter!“, kam Opa mit uns angerannt, rückte hastig seine Porzellanblume zur Seite und riss das Fenster auf. Quetschgriff und gucken. Dem „Stuttgarter“ schauten wir immer lange nach. Der fuhr in die Freiheit, weit, weit weg.

Und wir waren hier, hoffnungslos hier. Unser kleines Dorf lag weitab von den Zentren öffentlichkeitswirksamer politischer Aktivitäten. Doch auch hier wurde gern aus dem Fenster geschaut und mitgehört – allein die Mitwirkung in der örtlichen Kirchengemeinde war Anlass zu größtem Misstrauen. Blatt um Blatt fügte sich an die Akte der Familie Rüger; nichts entging dem wachsamen Auge der sozialistischen Systemwächter.

Das Gefühl einer allgegenwärtigen Bedrohung machte unsere Kinderherzen eng und vorsichtig. Schon vor der Wohnungstür begann die unberechenbare Welt „da draußen“.

Die gefürchteten Mäuse am Ende der dunklen Kellertreppe ließen uns ebenso auf der Hut sein wie das fremde Territorium,

das wir auf dem Weg zum Oberboden zu durchqueren hatten, wo unsere Kinderzimmer lagen.

Wie schwer es meiner Mutter fiel, mich am ersten Schultag in der Obhut des Arbeiter- und Bauernstaates zurückzulassen, hat sie mir erst viel später erzählt. Immerhin konnte man von der Ernst-Thälmann-Schule noch nach Hause laufen, die Dorfstraße entlang, um den Karpfenteich herum und dann den Kirchberg hoch. Manchmal hatten wir Gesellschaft von den Nachbarsjungs, wenn sie nicht so trödelten. Im Winter waren sie immer die ersten, die probieren mussten, ob das Eis auf dem Teich schon hält.

Wenn sie in sehr freundschaftlicher Stimmung waren, durften wir „mit rüberkommen“ und um die Wette vom Scheunenboden in den Heuhaufen springen, die Hasen streicheln oder bei Schnee mit dem Schlitten die kleine Anhöhe im Hühnergarten hinunter-sausen.

Dann, mit der vierten Klasse, kamen die Jahre in der Thomas-Müntzer-Oberschule; sie befand sich in der nächstgrößeren Stadt und war mit dem Schulbus zu erreichen, der immer viel zu früh zu fahren schien, besonders im Winter, wenn es morgens noch stockdunkel war. Thomas Müntzer hatte sich seinerzeit um die Sache der kommunistischen Weltrevolution verdient gemacht; in dem bedrohlichen Gebäude, das seinen Namen trug, wurden wir Woche für Woche auf eine Zukunft getrimmt, in der die blauen Länder auf der Karte, also die kapitalistischen, bald so rot sein würden wie die anderen. Die „Werk tätigen aller Länder“ würden sich – so wussten es Karl Marx und Friedrich Engels – schließlich vereinigen und die Imperialisten besiegen.

Ich hatte immer gehofft, das Ende der Welt würde noch vor der vierten Klasse kommen. Doch ich wurde enttäuscht. Wir Dorfkin-der, besonders die frommen, mussten fortan im feindlichen Umfeld der Stadtschule unseren eigenen Überlebenskampf führen. Das hieß: die Besten sein. Doppelt so viel lernen. Die Lehrer beeindrucken, etwa mit der besonders originalgetreuen Wiedergabe des Lernstoffes, oder mit der Übernahme kleinerer Ehrenämter – den

Beitrag für die „Trommel“ einsammeln zum Beispiel, das war die Monatszeitung der „Jungen Pioniere“; oder die „Wandzeitung“, also das Info-Brett, gestalten.

Gleichzeitig war es geboten, sich bei den Mitschülern nützlich zu machen, die ein „Pioniertuch“ um den Hals trugen und deren Leben dadurch viel leichter war. Da half zuweilen ein Wissensvorsprung, der im Bedarfsfall angezapft werden konnte.

Die größte Schwierigkeit bestand darin, bei den Indoktrinierungslektionen, die sich unverfänglich „Staatsbürgerkunde“ nannten, möglichst nicht aufzufallen. Ein Mangel an Überzeugungskraft beim Aufsagen der sozialistischen Glaubensgrundsätze konnte zu prekären Befragungen führen, die so lange währten, bis sich der Lehrer am Unbehagen des befragten Kirchenkindes hinlänglich ergötzt hatte und ein anderes Opfer bestimmte.

Die Angst war von und bis zur Wohnungstür ein ständiger, von klein auf vertrauter Begleiter. Nur nichts Falsches sagen! Nur die Eltern nicht in Gefahr bringen! Am besten gar nichts sagen.

Sogar der Sportunterricht war politisch eingefärbt. Weitwerfen wurde in den oberen Klassen mit Handgranaten-Nachbildungen geübt. Das wussten wir natürlich damals nicht so genau. Meine spärlichen Erinnerungen an diese Schuljahre im bezeichnenden Stadtteil „Rußdorf“ haben alle den gleichen Grundton: ein zähes, bedrückendes Grau.

Zuflucht war auf dem Kirchberg – im Sommer in dem riesigen Zelt, das in meiner Kindheit für die Gemeindefreizeiten aufgestellt wurde. Aus der ganzen Republik kamen die Gäste; für die Kinder gab es selbstgemachte Himbeerlimonade aus rosa und blauen Plastikbechern.

Oder in der „Kinderstunde“, wo um die Wette gebastelt wurde. Die immer gütig strahlende „Schwester Christine“ hatte es wieder einmal geschafft, Bastelmateriale aus dem Westen zu beschaffen, und wir fühlten uns unsäglich privilegiert.

Manchmal wanderte sie mit uns ins nahegelegene Pfarrholz. Dann bauten wir mit ihr Mooshäuser, packten die geschnittenen

Äpfel und die mit Butter bestrichenen Knäckebröte auf der geblühten Wachstuchdecke aus und lauschten den Vögeln.

An besonderen Tagen, wenn ein paar von den „Großen“ dabei waren, durften wir die handbetriebene Seilwinde hinuntersegeln, vom oberen Baum über den Teich bis zur Wiese, wo wir aufgefangen wurden. Es war die große Freiheit unserer Kindertage.

Der Gemeindesaal, Ausgangspunkt unserer Unternehmungen, war immer mit Leben gefüllt, selbst wenn gerade niemand da war. Hier studierte „Onkel Klaus“, der Kantor, mit uns, den Kurrendesängern, die Stücke für den nächsten Sonntagsgottesdienst ein, begleitet von einem Cembalo, das zu Übungszwecken die Orgel ersetzte und sehr exakte Töne hervorbrachte.

Und einmal im Jahr, in meinem Geburtstagsmonat September, duftete es in diesem Saal tagelang nach frisch geschnittener Thuja, wenn die Gemeindefrauen aus einem Meer von Blumen mit geübten Bewegungen Kränze und Girlanden für das Erntedankfest banden.

Auch die AWG-Wohnung in Grüna mit ihrer tickenden Wohnzimmeruhr und Omas Interlok-Nähmaschine im Gästezimmer war für uns ein Ort mit großer Anziehungskraft; beobachtet wurden wir dort nur von zwei lieben Rentnern, die Gutes für uns im Sinn hatten. Oft korrigierte Opa beim Abendbrot unsere dünn bestrichenen Scheiben nach, und dann war der Belag dicker als das Brot.

Gegen sieben begann die abendliche Fernsehstunde. Es war ein aufregender Moment, wenn Opa „den Kasten“ anmachte, denn einen „Kasten“ hatten wir zu Hause nicht. Da gab es das Kinderprogramm „Sandmännchen“, und wenn alles gut lief, durften wir für Opas Lieblingssendungen bleiben. Opa traute sich sogar, „Westfernsehen“ anzumachen – „Dalli, Dalli!“ mit Hans Rosenthal – „der ist Jude“ (ehrfürchtiges Nicken); oder „Dick und Doof“; und wenn bei einem Western Blut floss, beeilte sich Opa, seinen Enkelinnen lachend zu versichern: „Ach was, das ist nur Marmelade!“ So recht glauben konnten wir ihm das nie.

Das Glück war vollkommen, wenn Opa in einer Werbepause in der Küche verschwand und mit den roten Plastikschälchen, gefüllt mit Vanilleeis, eingeweckten Erdbeeren und einer Waffel, zurückkam.

Unser häufigstes Ausflugsziel war Opas Garten. Da füllten wir unser Eimerchen mit den riesigen, süßen Himbeeren, die Opa am Zaun hochgebunden hatte. „Kopf einziehen“ hieß es am Gewächshaus; das hatte er selbst gebaut. Hier betrat man ein tropisches Paradies, in dem alles wuchs, was es später zum Abendessen geben sollte.

Am Schluss ging Opa mit seinem scharfen Gartenmesser durchs Blumenbeet. „Hier, halt mal“. Seine Gladiolen waren orange, rosa, weiß und gelb. Immer wuchsen bei Opa Gladiolen, fast so groß wie wir.



Opa mit Gladiolen, 1980er

Opa war Atheist; zumindest glaubte er offiziell an gar nichts. Er war einfach... tja, was eigentlich. Bäcker, noch von ganz früher; Schleifer in einem Betrieb der Sozialistischen Arbeit bis zur Rente, Hobbygärtner; doch für uns war er einfach Opa. Manchmal fragten wir ihn etwas über den Krieg. Aber das ließen wir schnell wieder bleiben, denn da musste er immer weinen.

In Opas Garage, die gleichzeitig als Werkelschuppen diente, hingen zwei Fotos. Eins zeigte ihn mit seinen Brieftauben, eins mit

seinem Pferd Felix. Beide Fotos stammten aus einer Zeit, zu der wir keinen Zugang hatten. Wir mussten damit leben, dass Opa und Oma Meieran einen komischen Nachnamen und keine Geschichte hatten.

In unserer lutherischen Kirchengemeinde hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass die meisten Bücher der Bibel in einem antiken Land namens Israel spielten; die Liebe zu diesem Land, das es inzwischen wieder gab, wurde uns in die Wiege gelegt, und damit auch die Liebe zu seinen Bewohnern, über die das dicke Buch einiges zu sagen hatte.

Wenn Papas Bibel aufgeschlagen auf dem Küchentisch lag, konnten wir sein exotisches Lesezeichen bewundern. Es war mit einem roten Wollfaden umstickt und zeigte Szenen aus dem Heiligen Land. Freunde aus dem „Westen“ hatten es ihm geschenkt. „Klagemauer“, „Schrein des Buches“, „Knesseth“ – diese Begriffe wie aus Tausendundeiner Nacht tauchten mit Namen wie „Itzhak Schamir“ auch im täglichen Mittagsgebet auf, in dem unsere Eltern um den Frieden Jerusalems baten.

Während meine Schwester damit zufrieden war, die Dorfstraße einmal hoch- und wieder herunterzuradeln, um von Mama für einen erfolgreichen Einkauf im „Konsum“ gelobt zu werden, brauchte ich Bücher, um der Begrenztheit unseres ostdeutschen Alltags zu entkommen. Schon eine gedankliche Reise außerhalb der unerbittlichen Grenzl意思inien der Deutschen Demokratischen Republik fühlte sich ein tröstliches bisschen befreiend an.

Selbst der Briefwechsel mit einer befreundeten Familie in Nowosibirsk hatte etwas Kühnes an sich; in der Schule lernten wir selbstverständlich Russisch. Ich träumte von Reisen und Abenteuern.

Als ein neues Gesetz verabschiedet wurde, das es schwerbehinderten Reisenden ermöglichte, eine volljährige Begleitperson ins kapitalistische Ausland mitzunehmen, zählte ich mit Papa, der in diese Kategorie fiel, sehnsüchtig die Jahre bis zu meinem 18. Geburtstag. Dann könnten wir einmal unsere Freunde besuchen, die uns zu jedem Weihnachten die unbezahlbaren „Westpäckeln“ schickten.

Wenige Monate später erhielten die Eltern zum ersten Mal eine Ausreisegenehmigung für einen Besuch in Westdeutschland. Ich sollte das Haus hüten und lud mir zur Unterhaltung meine beste Freundin ein.

Meine Eltern hörten nie Radio – wozu für die Staatspropaganda Stromgeld ausgeben. Doch meine Freundin war etwas fortschrittlicher; wir fühlten uns ziemlich erwachsen, als wir die Nachrichten anstellten, während wir unsere Brote mit Leberwurst bestrichen. Plötzlich hörten wir etwas, das anders klang als die gewohnten Floskeln: „Ungarn öffnet die Grenze nach Österreich. Die Menschen strömen in Scharen nach Ungarn...“ Es dauerte nur noch wenige Wochen, bis die Menschenscharen diesen Umweg nicht mehr machen mussten.

Auch heute noch, mehr als ein Vierteljahrhundert später, bekomme ich Gänsehaut dabei, diese Worte zu schreiben. Ach was, mir kommen die Tränen. Jedes Mal.

Die historischen Ereignisse, die weniger als ein Jahr später in die deutsche Wiedervereinigung münden würden, verstanden wir damals kaum. So weit draußen in der Provinz war politisches Engagement eine Seltenheit; die Leipziger Montagsdemos, auf denen „Wir sind ein Volk!“ gerufen wurde, waren weit weg.

Wir hatten zunächst vor allem eines: Angst. Was, wenn die russischen Panzer Befehl bekommen? Wenn es eine Falle ist? Wenn die da oben nur abwarten, bis sich die Spreu vom Weizen getrennt hat, um dann eine große Konterrevolution gegen alle Freiheitsenthusiasten in Gang zu setzen?

Die Pläne dafür lagen bereit. Eine halbe Million sowjetische Soldaten waren damals in unserer kleinen 16-Millionen-Einwohner-Republik stationiert; unser Staat konnte sich rühmen, das weltweit dichteste Überwachungsnetz zu besitzen. Wochenlang, monatelang hielten wir den Atem an.

Dann fuhr Papa doch mit uns nach Westberlin. Er hatte eine Tante dort. Es war Adventszeit; die ganze Stadt war festlich geschmückt. Wir kamen uns vor wie in einem großen, glitzernden

Traum – die Lichterflut am Kaufhof, die schönen, selbstbewussten Menschen, der heiße Kakao, den die Heilsarmee – umsonst! – im Schnee auf dem Bürgersteig ausschenkte.

Das Begrüßungsgeld – die unvorstellbar große Summe von 100 DM – setzten wir sofort um. Ein Bruder kaufte sich mit einem Werkzeugkasten steinreich, der andere schleppte ein Aquarium zum Trabbi. Meine Schwester Conny und ich... wir steckten unser Vermögen in einen weißen Umschlag und warfen es in den Spendenkorb für ein soziales Werk in Israel. Niemand hatte uns überredet. Zum ersten Mal hatten wir etwas „Richtiges“, das wir „opfern“ konnten, mit dem Gefühl, Teil von etwas Großem zu sein.

* * *

LAND DER VÄTER

Für meinen allerersten Flug hatte ich einen Fensterplatz bekommen in der Arkia-Maschine, linke Seite, Reihe 23. Hinter den Alpen wurde es langsam dunkel; ich nickte ein.

Doch als sich der Druck veränderte, begann mein Herz bis in die Ohren zu schlagen. Unter mir tauchten aus dem Dunkel die Lichter von Tel Aviv auf, wie eine breite bernsteinfarbene Kette aufgereiht an der Küste des Mittelmeers. In wenigen Minuten würden meine Füße den ersehnten Boden berühren.

Als ich die Gangway in die israelische Nacht hinunterstieg, schlug mir feuchtwarme Luft entgegen. Wenige Meter vor mir hieß das palmengesäumte Flughafengebäude die Neuankömmlinge willkommen: „Bruchim HaBaim“. Ich war da, angekommen in der großen Freiheit. „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen“, schien Theodor Herzl, der geistige Vater des modernen Israel, auch mir zuzurufen.

Unterdessen zwängten sich Opa und Oma auf die Rückbank unseres Familientaxis; der sonntägliche Kaffeetisch wartete. Es würde Mamas hausgemachte „Obsttorte“ geben, mit symmetrisch angeordneten Früchten. Während der halbstündigen Autofahrt verkündete sie feierlich, untermalt von einer jüngst erstandenen israelischen Volksmusikkassette: „Die Anemone ist gut in Israel angekommen“, und als sie das gesagt hatte, mussten sich Opa und Oma heftig schneuzen.

Heute weiß ich nicht mehr genau, wie es angefangen hatte. Vielleicht durch die Besucher aus Israel – Musiker, Redner, Freunde –, die plötzlich in unserer Kirchengemeinde aufgetaucht waren. Jahre-, jahrzehntelang waren die schmucklosen Blätter der „Nachrichten aus Israel“ von den Gemeindemitgliedern ehrfürchtig von Hand zu Hand gereicht worden.



Figur Theodor Herzls, des geistigen Vaters
des modernen Israel, in „Mini-Israel“,
einem Freizeitpark bei Latrun, Israel

Man fühlte sich schicksalshaft verbunden mit dieser Nation – die Älteren, die die Staatsgründung kurz nach dem Horror des Zweiten Weltkriegs und der Beinahe-Auslöschung des jüdischen Volkes aus der Ferne selbst miterlebt hatten, und die Jüngeren, die in die Fernbeziehung zu dieser geheimnisvollen Nation hineingeboren worden waren.

Die sehnsuchtsvollen osteuropäischen Shtetl-Melodien hatten sich irgendwo in meinem Herzen verfangen. Schließlich hatte ich mir ein bis vor kurzem verbotenes Buch gekauft – Leon Uris: Exodus. In zwei Nächten hatte ich den Roman über die Staatsgründung Israels und ihre vielen bitteren Vorgeschichten durchgelesen und wusste: Eines Tages gehe ich dorthin. Ich, die *Schickse*¹ aus

¹ Jiddisch: Nichtjüdin

dem Land der Barbaren, muss sie finden – Ari, Zvi und wie sie alle hießen; muss irgendwie dieses Herz, das von Kindheitstagen an mit Zuneigung zu diesem fremden Volk genährt worden war, über diesem Land ausschütten.

Während sich meine Mitschüler nach Studien- und Ausbildungsplätzen umgeschaut hatten, war ich zum israelischen Konsulat gefahren und hatte mir Informationen über ein Auslandsjahr in Israel eingeholt. Am liebsten wollte ich in einen Kibbuz. Wo sonst konnte ich besser Hebräisch lernen und Ari finden!

Doch die Broschüre über das Heim für Holocaust-Überlebende im Norden Israels, die eines Tages mit der Post gekommen war, hatte keine Ruhe geben wollen, obwohl mir der Gedanke, bei meinem ersten Schritt in die langersehnte Freiheit ausgerechnet auf einer von konservativen Schwaben geführten deutsch-jiddisch-sprachigen Insel zu landen, zutiefst widerstrebte.

Nach einigen Tagen hatte ich mir die Fotos in der Heimbroschüre noch einmal genauer angeschaut, und über dem Anschauen hatte mich ein Gedanke wie eine Offenbarung getroffen: Ich schaute in die – altgewordenen – Gesichter der Aris und Zvis, der Kibbuzniks der ersten Generation, die oft als einzige Entkommene ihrer Familien aus Europa ihr Land aufgebaut hatten. In einem Moment hatten diese Alten mein Herz erobert, und meine Entscheidung war besiegelt.

Wir kochten und putzten für die Heimbewohner, wuschen und sangen und pflanzten Blumen für sie; schoben sie im Rollstuhl durch den Park und hörten ihnen zu. Alle Volontäre waren aus Deutschland, und alle wollten als Angehörige des Tätervolks den Gemarterten auf ihre alten, einsamen, oft von Albträumen gequälten Tage noch etwas Gutes tun.

Ich war hauptsächlich in der Küche beschäftigt, wurde in die Geheimnisse der schwäbischen Cuisine eingeführt und lernte, Portionen für 60 Mitarbeiter abzuschätzen und in einer Stunde das Geschirr durch die dampfende Spülmaschine zu schicken, ohne einen Hitzeschlag zu bekommen.

„Wir haben unser ganzes Leben lang für Israel gebetet“, hatten mir Senioren unserer Gemeinde zum Abschied gesagt. „Nun sind wir alt geworden und können nicht mehr so gut reisen. Aber du, du bist jung. Geh du als unsere Botschafterin.“

Jeden Freitagabend wurden die Tische auf den Stationen festlich eingedeckt, die Kerzen angezündet, und dann feierten wir mit den Heimbewohnern Schabbat, segneten und brachen das Brot miteinander, reichten die Becher mit dem zuckersüßen Kiddusch-Wein herum und sangen die jahrtausendealten Lieder, um den Schabbat willkommen zu heißen.

Manche Heimbewohner waren offen und lustig und genossen die junge Gesellschaft sichtlich. Deutsch hatte mancher im Lager gelernt. Andere Bewohner sprachen kein Wort mit irgendeinem; die Bitterkeit hatte sie stumm gemacht, und sie waren hauptsächlich hierhergekommen, weil sie sich im Beit Elieser gut versorgt wussten.



Herr Weinsturm, einer der Holocaustüberlebenden

Frau Gutman, eine der betagten Damen, war durch kein freundliches Wort, keinen Blick, keine Geste zu erreichen, wenn wir Mitarbeiter vor dem Festessen um den Tisch gingen und jedem der Bewohner einen frohen Schabbat wünschten. Stundenlang, tageslang, wochenlang saß sie nur da und starrte vor sich hin.

Doch der Tag kam, an dem sie aufblickte. Ein leises „Schabbat Schalom“ kam über ihre Lippen, dann kam ein vorsichtiges Lächeln. Liebe begann, langsam ihr Herz zu heilen.

Oft setzte ich mich am Schabbat-Nachmittag zu Zvi auf die Veranda, durch deren Blätterdach tanzende Lichtflecken auf die Plastiktischdecke und die Terrassenplatten fielen. Zvi war so freundlich. Manchmal schob ich ihn im Rollstuhl ein paar Runden durch den blühenden Garten. Er freute sich immer, mich zu sehen und erzählte dann ein bisschen in seinem gebrochenen Deutsch. Zvi war aus Lodz. Er war noch klein gewesen, als der Krieg ausbrach. Eine katholische Nonne hatte ihn versteckt, und so hatte er überlebt, als einziger seiner Familie.

Als mein Auslandsjahr zur Neige ging, wusste ich, dass ich mich nicht für lange verabschiedete. Dieses chaotische, von Geschichte und Geschichten überquellende Land würde mich nicht mehr loslassen. Ich versuchte, es auch in meine beruflichen Pläne einzu beziehen.

Sprachen vielleicht? Der Hebräisch-Studiengang an der Universität Leipzig war schon wieder abgeschafft worden. Doch inzwischen konnte man sich in Israel, nach Öffnung der Sowjet-Grenzen, mit einer wachsenden Zahl Neueinwanderer auch auf Russisch unterhalten. Russisch wurde in der Studenten-Traumstadt Heidelberg gelehrt; die nötigen Grundkenntnisse hatte ich meiner sozialistischen Schulzeit zu verdanken.

Als ich zurückkam, hatte Opa gerade einen Schlaganfall erlitten. Bevor ich sein Krankenhauszimmer betrat, prägte ich mir noch einmal ein: vorsichtig sein. Nicht zu viel erwarten. Langsam sprechen.

„Bist du wieder da, Mädél!“ Ein Strahlen ging über sein Gesicht. Gut. Er war wach, nur das Sprechen fiel ihm schwer.

Ich umarmte ihn und setzte mich vorsichtig auf seine Bettkante. Dann schlug ich die erste Seite meines Israelbilder-Ordners auf.

Aufmerksam verfolgte Opa meinen Bericht, schaute sich jedes Bild genau an. „Mädél, die Erinnerungen, die kann dir niemand nehmen!“ stieß er ein ums andere Mal hervor.

Natürlich nicht – warum sollte sie mir jemand nehmen wollen?

Dann kam er an meine Lieblingsseite – die Postkarte mit den drei israelischen Soldaten, das Gewehr über der Schulter, betend an der Klagemauer des zweiten Tempels in Jerusalem.

Als er das Bild sah, schluchzte Opa laut auf.

Mit einer entschiedenen Handbewegung klappte er das Fotoalbum zu und bestimmte: „Das reicht für heute!“



Postkarte aus meinem Israelalbum.
Foto: Sandu Mandrea, Palphot Ltd., Israel

In meiner Erinnerung regnete es die ersten Wochen in Heidelberg unaufhörlich. Ich hatte schreckliches Heimweh nach Israel. Ich hasste es, deutsch zu sein. Hatte ich nicht doch irgendwo eine jüdische Großmutter, wie Israelis immer wieder behauptet hatten, die sich nicht vorstellen konnten, dass eine Deutsche mal eben so nach Israel kommt? Ich schrieb mich für einen Hebräischkurs am Jüdischen Institut ein. Mit einer Kommilitonin aus dem Russischkurs ging ich ab und zu freitags in die Synagoge und bemühte mich vorzutauschen, ich wisse, wo wir sind im Gebetbuch.

Zwei Jahre später war ich wieder für ein Jahr im Ausland. Ich war dabei, meine Diplomarbeit zu schreiben und wollte bei der

Gelegenheit ukrainischen Juden helfen, ins Land ihrer Vorfahren zurückzukehren, jetzt, da der Eiserne Vorhang Geschichte war und auch die Einwohner der ehemaligen Sowjetunion nach 70 Jahren zum ersten Mal reisen konnten, wohin sie wollten. Exobus, eine internationale Freiwilligenorganisation, unterhielt ein Büro in Char'kow. Dort in der Ostukraine, in Millionenstädten, deren Namen meist nur den Kriegsveteranen vertraut sind, kamen meine drei im Wachstum begriffenen Sprachen zusammen. Mit den Ortsansässigen und Vertretern der versprengten jüdischen Gemeinden sprach ich russisch, mit den Volontären englisch, und mit den Mitarbeitern des Sochnut, der Jüdischen Einwanderungsbehörde, konnte ich mein Anfängerhebräisch testen.

Meine Schwester Conny war inzwischen mit derselben Organisation im westlichen Teil der Ukraine unterwegs. Zwischen den Proviantpaketen, die sie für die freiwilligen Busfahrer aus einem Dutzend europäischer Länder packte, ging sie auch selbst immer wieder mit auf „Rejs“, auf große Fahrt, und half Auswanderern in Winniza, Kiew und Lwow mit ihren rot-blau-karierten Kunststoffreisetaschen in den Bus zum Flughafen, servierte ihnen Kaffee und erinnerte sie an die uralten Prophetenworte, die Stalin und dessen Amtsnachfolger überdauert hatten: „Siehe, ich will sie aus dem Lande des Nordens bringen und will sie sammeln von den Enden der Erde, auch Blinde und Lahme, Schwangere und junge Mütter, dass sie als große Gemeinde wieder hierher kommen sollen.“²

Manchmal besuchten wir Orte, in denen es keine offizielle jüdische Kontaktperson gab. Dann sprachen wir ein Stoßgebet und begannen am nächsten Gartenzaun zu fragen. Ja, da gebe es jemanden, hörten wir dann. Eine Stunde später hatte sich das Wohnzimmer des „Jemand“ gefüllt, und wir zeigten Videos über Israel, das Land, das die Großvätergeneration der Anwesenden auf der Flucht vor den Pogromen und revolutionären Umwälzungen des untergehenden Zarenreichs maßgeblich mit aufgebaut hatte. Jetzt, gut

² Die Bibel, Lutherübersetzung von 1984, Buch Jeremia 31 Vers 8.

70 Jahre später, da sich die Tore des Giganten wieder geöffnet hatten, bot es ihnen erneut eine Perspektive – „ein Land, in dem mich keiner fragt, was ich hier mache“, wie es einer ausdrückte, der sich schon entschieden hatte.



Winterlicher Markttag, Charkow, Ukraine

Ein anderes Mal war der kleine Saal des Hauses der Kultur in einer abgelegenen Ortschaft bereits gefüllt, als wir ankamen. Vor uns sahen wir die von einem harten Leben gezeichneten Gesichter; Menschen, die ihrem Alter nach die Nazis und die Stalinisten kennengelernt, die Hungersnöte und unzählige Repressalien am eigenen Leib erlebt und überlebt hatten; und hier standen wir, zwei Kriegsenkelinnen von der anderen Seite, und sprachen über Versöhnung und Hoffnung und einen neuen Anfang.

Hieß er Arkadi? Der ältere Herr war gleich am Ende der Veranstaltung verschwunden. Nach zehn Minuten kam er wieder zur Tür herein. Nach kurzem Zögern trat er auf uns zu und überreichte jeder von uns einen Blumenstrauß. Die Bouquets waren nach neuester Manier in teure Plastikfolie gehüllt und mussten ihn eine halbe Rente gekostet haben.

Dann schloss er uns in seine Arme. „Ihr seid die ersten Deutschen, die ich in meinem Leben umarme“, gab er feierlich bekannt.

‚Wir sind lange nicht bei Opa und Oma gewesen‘ – dieser Gedanke geht mir bis heute gelegentlich durch den Kopf. Wir haben alles geteilt mit ihnen. Als sie nicht mehr gut zu Fuß waren und sich ihre Ausflüge auf die Besuche im Garten auf der anderen Straßenseite beschränkten, gingen sie mit uns Enkeln gedanklich auf Reisen, mit vielen guten Wünschen und einem unerschöpflichen Interesse an unseren Berichten.

Charkow, ja, den Ortsnamen kannte Opa, aus Kriegszeiten. Aber was ihn aufwühlte, waren eher die Berichte meiner Schwester, wenn sie von ihren Erlebnissen als Volontärin im Westteil der Ukraine erzählte. Von einem Holocaustüberlebenden aus Winniza, der im Alter von einhundert Jahren noch die Reise ins „Gelobte Land“ angetreten hatte und den meine Schwester bis zum Abfertigungsschalter der israelischen Fluggesellschaft El Al hatte begleiten können. Von einer Fahrt nach Kiew, wo es eine zünftige Abschiedsfeier mit zahlreichen Nachbarn, viel Wodka und noch mehr Essen gegeben hatte.

„In Kiew...“ Weiter kam Opa meistens nicht. „...Da bin ich um mein Leben gerannt!“, schob er noch nach, wobei ihm die Stimme versagte.

„Möchte noch jemand einen Malzkaffee?“, fragte Oma dann hastig, und damit war das Thema wieder erledigt.

Opa. An einem Septembertag im Jahr 2000 – es war der Israelsonntag im Kirchenkalender – machte Opa die Tür nicht mehr auf, als mein Bruder ihn zum Mittagessen abholen wollte. Er war friedlich eingeschlafen. Er hatte in den letzten Jahren nach Omas plötzlichem Ableben noch viel von seiner Bitterkeit loslassen und Frieden mit Gott, mit den Menschen und mit seiner eigenen Geschichte schließen können.

Ich war gerade auf dem Weg zurück aus Israel. Ein weiterer Traum hatte sich erfüllt. Ich hatte ein Stipendium für einen sechs-

wöchigen Hebräischkurs an der Universität Beerschewa bekommen, mitten in der Wüste.

Jetzt hieß es Bewerbungen schreiben. Schließlich kam ich mit den Amerikanern ins Geschäft, die damals noch im Raum Frankfurt stationiert waren. Seltsam, dachte ich, Opa ist zwei Jahre in amerikanischer Kriegsgefangenschaft gewesen, und jetzt bin ich hier, freiwillig.

Aber eigentlich war das kein Widerspruch. Denn wann immer Opa von den Amerikanern gesprochen hatte, hatte sich sein Gesicht aufgehellt, und mit einem spitzbübischen Grinsen hatte er erzählt, wie er in Italien „aufs Schiff“ gegangen war, nachdem er sich in Kriegsgefangenschaft begeben hatte, und wie es ihm gelang, seinen gelbsuchtkranken Lagerkameraden „Jim“ mit auf die Planen zu schleppen, und wie er Glück hatte, als gelernter Bäcker in die Küche geschickt zu werden, und wie er in seinen Soldatenstiefeln die Bananen hinausschmuggelte, die „Onkel Jim“ das Leben retteten.

Jetzt, da ich wohl bis auf weiteres im Rhein-Main-Gebiet bleiben würde, halfen mir besonders meine neuen amerikanischen Freunde zu entdecken, dass Deutschland auch schön ist, vom Rheingau bis „Börlinn“. Während ich, so wie viele geschichtsbewusste Landsleute, im Zusammenhang mit Deutschland beschämt zuerst an Hitler dachte, dachten viele Amerikaner zuerst an Luther, Bach und Daimler-Benz.

Auf internationalen Konferenzen traf ich immer wieder Menschen, die Deutschland so liebten wie ich Israel, und denen sehr am Herzen lag, dass mein Land aus den Schatten seiner Vergangenheit heraustritt und wieder ein Segen wird für andere Nationen. Besonders für Israel. Ausgerechnet Deutschland.

Unter diesen hoffnungsvollen Gesichtspunkten versöhnte ich mich langsam mit meiner Nationalität, und auch mit meiner gegenwärtigen „Stationierung“.

Die ersten amerikanischen Kollegen, die mit mir essen gingen, waren – jüdisch. Ganz zufällig. Ich suchte mir diese Kontakte nicht

einmal. Sie kamen einfach zu mir; in Budapest, in Frankfurt, in Baltimore und in Prag.

Meine Eltern zogen nach Westdeutschland und nach drei Jahren weiter, diesmal in die fruchtbare Magdeburger Börde. Was immer meine Mutter dort in den Boden säte, wuchs in kürzester Zeit in den Himmel. Gladiolen und Duftwicken blühten bei ihr wie in Opas altem Garten. Meine beiden jüngsten Geschwister wuchsen als Bundesbürger auf; ihnen erzählten wir wie die Alten, wie es war damals. Bei allen Reisefreiheiten, in die sie einfach so hineingebo- ren wurden, waren sie am liebsten zu Hause.

Meine Mutter hatte viele ihrer näheren Verwandten erst an Opas Grab kennen gelernt. Der Kreis von Menschen, denen Opa Zutritt zu seinem persönlichen Leben gewährt hatte, war winzig gewesen. Davon waren auch die meisten seiner sieben Geschwis- ter und deren Nachkommen ausgeschlossen gewesen. Ein Bruder hatte die Berliner Mauer mitgebaut und bis zum Ende verteidigt, eine Schwester hatte im Krieg einen Offizier der Waffen-SS geheiratet, eine andere später für den Parteisekretär des Ministerrats der DDR gearbeitet. Opa hatte sie alle in die Wüste geschickt. Nur sein kleiner Bruder, der rechtzeitig in die Hansestadt Hamburg ent- kommen war, und eine Schwester, die in seiner alten Heimat lebte, hatten ihn besuchen dürfen. Für Opas Beerdigung jedoch hatten meine Eltern sich bemüht, auch seine verbliebenen Geschwister und Verwandten zu erreichen.

Und sie waren gekommen. Die Zeiten hatten sich geändert, die alten Familienzwistigkeiten hatten im Laufe der Jahre ihre Bedeu- tung verloren. Es war eine Art Wiedergutmachung gewesen für Mama, die, wie sie uns erzählte, einsam wie ein Einzelkind aufge- wachsen war und jüngst mit ihrem Bruder, den der Alkoholmiss- brauch zerstört hatte, ihren letzten nahen Verwandten verloren hatte.

Aus der verbotenen DDR-Tante Inge in Berlin wurde über die folgenden Jahre eine liebe Vertraute. Mama genoss es, ihre wieder- entdeckte Tante in relativer Nähe zu wissen.



Opa (l.) mit Geschwistern auf einer Familienfeier, ca. 1960

Wenige Wochen vor Tante Inges überraschendem Tod telefonierten sie noch einmal miteinander. Irgendwann kam das Gespräch auf die Meieranz, „diese Wandervögel“.

„Ich finde es schade, dass ich eigentlich gar nichts über meine Familie weiß“, klagte Mama ihr.

„Na, die Meieranz stammen aus Polen; das weißt du doch, oder? In Lodz haben die gewohnt, und die Familie vom Großvater, das waren jüdische Tuchmacher.“

Dann wurde es still in der Leitung.
